

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Schweizertöchter über die Frauenfrage
Autor: Platzhoff-Lejeune, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574533>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizertöchter über die Frauenfrage.

Eine Plauderei von G. Blahoff=Lejeune, Villars-sur-Ollon.

Die Krankheit der Rundfragen hat sich glücklich bis in die oberen Schulklassen verpflanzt. Nicht nur die Aerzte und Politiker, die Dichter und Gelehrten, die Beamten und Offiziere, nein, auch die Schüler und Schülerinnen der höhern Lehranstalten sollen über brennende Tagesfragen ihre Meinung abgeben. Es wäre das zweifellos ein zu tadelnder Missbrauch, wenn es in der üblichen Form des Anschreibens durch die Redaktion eines Blattes und der ihr mit voller Namenszeichnung eingelieferten Antwort geschehe. Ganz anders und, wie mich dünkt, bedeutend klüger und den Umständen völlig angepaßt verfuhr der Herausgeber der Genfer Semaine littéraire. Er wandte sich an die Hauptlehrer der Oberklassen in den höhern Mädchenschulen von Genf, Lausanne und Neuenburg mit der Bitte, den Schülerinnen als Aufsatthema folgende Frage vorzulegen: „Was halten Sie von der Auffassung, die der Frau eine vom Familienleben unabhängige, soziale Rolle zuweist? Wenn Sie diese Rolle billigen, beschreiben Sie sie näher!“

Aus Genf gingen 38, aus Lausanne 26, aus Neuenburg 12 Aufsätze ein. Die Verfasserinnen waren im Durchschnitt siebzehn bis achtzehn Jahre alt; ihrer sechs hatten schon neunzehn Sommer hinter sich. Zwölf Ausländerinnen — sechs in Genf, je drei in Lausanne und Neuenburg — befanden sich unter ihnen, ebenso, wie wir gleich sehen werden, mehrere Töchter aus den deutschen Kantonen. Professor Philipp Godet hat in zwei Nos jeunes filles überstrichenen Artikeln der Semaine littéraire (8. und 15. Dezember; einzelne Nummern durch jede Buchhandlung sowie durch die Expedition zu beziehen) das Wesentliche und Charakteristische aus diesen Aufsätzen mitgeteilt.

Es handelt sich ja keineswegs um eine mehr belustigende als lehrreiche Kindererquête. Da erfahrungsgemäß die Entwicklung des Mädchens rascher fortschreitet — aber auch rascher beendet ist — als die des jungen Mannes, so kann man ruhig die sich hier aussprechenden Schweizertöchter als „erwachsen“ bezeichnen. Andere in ihrem Alter sind schon verheiratet und Mütter. Sie selbst werden es vielleicht binnen kurzem sein, und es ist zweifellos interessant, zu vernehmen, was sie über ein sie so nahe angehendes Thema zu sagen haben. Dazu kommt noch der Unterschied der Kantone. In Genf, einer fast zur Hälfte mit Ausländern bevölkerten Großstadt von 120,000 Einwohnern, dem Hauptort eines Stadtkantons an Frankreichs Grenze, wird man offenbar etwas anders denken als in dem 57,000 Einwohner zählenden Lausanne und dem von Fremden fast ganz verschonten Neuenburg mit seinen 23,000 Bürgern. In der Tat ist der Unterschied zwischen diesen drei kantonalen Temperamenten selbst im Ausdruck ihrer Mädchenseelen ein bedeutender. Natürlich war keiner dieser Aufsätze mit Namen gezeichnet; dagegen trug jeder den Namen der Stadt, sowie die Angabe des Alters, der Nationalität und Konfession der Verfasserin. Neben viel, oft auf Unerfahrenheit beruhender Kühnheit begegnen wir auch stark konservativen Neigungen.

I.

„Nein, ich erkenne diese Rolle nicht an.“ beginnt entschlossen eine Genferin. Eine andere schwundert: „Ich kann nicht billigen, daß eine Frau außerhalb ihrer Familie noch eine soziale Rolle zu spielen hätte.“ Eine dritte nimmt sich zum Antworten keine Zeit; sie stößt sich schon an der Frage und bleibt bei ihr stehen: „Eine Auffassung kann niemandem eine soziale Rolle zuweisen; die Individualität beugt sich nicht vor der öffentlichen Meinung, bei Männern so wenig als bei Frauen.“ Sehr geistreich ist die Bemerkung nicht; aber sie verrät ein recht kriegerisches Temperament. Eine andere zerlegt sich ihre Antwort in drei Teile und übt mit Geschick das scholastische Distinguuo: „Man muß die drei Fälle der Unverheirateten, der mit Kindern gesegneten und der kinderlosen Mutter unterscheiden. Erste Pflicht der Frau ist die Sorge für die Familie. Hat sie keine, so mag sie sich nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und nach ihrem Belieben sozial betätigen. Wenige Gebiete sind hier den Frauen völlig verschlossen.“ — Eine andere gesteht der Familienmutter nur eine kleine Rolle in den Wohltätigkeitsbestrebungen zu. „Jedes junge oder alte Mädchen aber hat das Recht, eine soziale Stellung einzunehmen, die sie jedoch nicht zur Verleugnung ihres Frauencharakters zwingt und eine Pflicht erfüllen läßt, die der Mann nur unvollkommen besorgen würde.“ Obgleich diese letzte Neuerung von einer kleinen Französin stammt, unterscheidet sie sich jedoch in keiner Weise von den Boten der Genferinnen, als deren letztes wir hier das folgende anführen: „Ich werde meine Töchter daran gewöhnen, sich ihrer Hände zu bedienen. Ohne ihnen einen besondern Beruf aufzuzwingen, lasse ich ihnen vielmehr alle Freiheit in der Wahl eines solchen, allerdings unter Vorbehalt meiner Zustimmung. Nichts ist widerwärtiger als die Weibsmänner und die Mannweiber.“

Die für die Genferin charakteristische Note ist offenbar eine gewisse Schlagfertigkeit und Entschlossenheit des Urteils, die mitunter freilich sehr naiv anmutet und oft aus einer völligen Unkenntnis der Lebensumstände beruht. Die Waadtländerin tritt weniger sicher auf. Sie liebt die Umschreibungen und Einschränkungen; das bezeichnende, treffende Wort fehlt ihr; aber sie hat auch ihre persönlichen Ansichten, die sie mitunter recht originell wiederzugeben weiß. Sehr richtig bemerkt Godet, man lege in der Waadt größeren Wert auf die Weiblichkeit, man habe mehr Phantasie und nehme es mit der scharfen Formulierung nicht so genau; die Geistesrichtung ist kontemplativer, vorsichtiger und der Tradition mehr ergeben. „Einige Frauen schaden ihrer Sache durch ihre übertriebene, usurpatörische Emanzipationsbegeisterung,“ meint eine Waadtländerin. „Mag sich die Frau auch emanzipieren, sie soll doch Frau bleiben und an dem festhalten, worin sie dem Manne wirklich überlegen ist. Wenn sie jeden Tag, ohne den Mut zu verlieren, einen Schritt vorwärts macht, so wird sie bald den



Von der Bauernkirchweih des Lesezirkels Hottingen.

Nordholländisches Fliegerpaar.

Nach elektrischer Aufnahme von J. Meiner u. C. Ruf, Zürich.



Von der Bauernkirchweih des Lesezirkels Hottingen. Fahrendes Volk aus dem Süden. — Nach elektrischer Aufnahme von J. Meiner u. G. Ruf, Zürich.

Mann eingeholt haben.“ — Zwei andere stehen für die gemeinsame Geschlechtererziehung ein. „Ein junges Mädchen soll mit den Knaben erzogen werden und wie sie studieren, um später mit ihnen den Existenzkampf ausfechten zu können.“ „Die ideale Familie wäre jene, in der Knaben und Mädchen den gleichen Studiengang absolvierten. Statt zu Hause zu bleiben, Klavier zu klippern und dumme Romane zu lesen, fühlte sie sich so ganz natürlich in die universelle Arbeit (?) hineingezogen.“ — Diese merkwürdig abstrakte Wendung verrät eine Ausländerin, vermutlich deutschen oder russischen Ursprungs, die schon ein wenig die Begriffe zu handhaben versteht. — „Wie verkehrt ist es doch, zu glauben, jedes Mädchen müsse sich verheiraten und auf den Mann warten! Sie soll vor allem arbeiten und, wenn im Laufe der Jahre das große Glück der Ehe ihr zuteilt wird, alles um des Mutterberufs willen im Stich lassen.“ Andere vertreten nicht minder gesunde Ansichten, aber mit mehr Energie. „Ich will von diesen traumhaften Frauensexistenzen nichts mehr wissen. In unserm Jahrhundert muß man handeln, um es zu etwas zu bringen.“ „Die Frau muß alles tun, um aus dem elenden Schleudrian herauszukommen.“ Als Antwort auf den bekannten Einwurf, in der Berufstätigkeit bürze die Frau den Zauber ihres Wesens ein, bemerkt eine Aufzählschreiberin kategorisch: „Ich behaupte, daß die Weiblichkeit unverlierbar ist.“ So töricht es lautet, so wahr ist es doch: die unweiblichen Emanzipierten sind in der Regel von Hause aus ohne weiblichen Instinkt geweisen, und die „Emanzipation“ hat an ihnen nicht viel verderben können.

Einen besondern Abschnitt widmet Gobet der Frage nach der Gleichwertigkeit von Frau und Mann, die in den Aufsätzen mehrmals berührt wurde. „Es versteht sich von selbst,“ meint eine Genferin, „daß die Frau für die liberalen

Berufe die gleichen Fähigkeiten mitbringt wie der Mann.“ „Die Gleichheit der geistigen Fähigkeiten ist bewiesen,“ versichert eine Kollegin. „Die Verachtung des Mannes für die Frau ist ganz grundlos: hat der Mann mehr geistige Fähigkeiten, was keineswegs bewiesen ist, so hat die Frau mehr sittliche.“ — Für die Waadländlerin ist die Sache nicht so einfach, und mit Recht. „Die Frauen haben weniger gefunden Verstand als die Männer, aber mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit.“ Mehr tadelnd als lobend konstatiert eine andere, die Frau beharre nicht gern gegen die Majorität auf einem Standpunkt aus Furcht vor der Lächerlichkeit, der Mann aber versteife und verböhre sich fest in seiner einmal vorgefassten Meinung.“ Vorsichtig verkündet wieder eine andere das Dogma von der Gleichwertigkeit, nicht der Gleichartigkeit. Einwas altmodisch schmeckt die folgende Arbeitsteilung: „Dem Manne die Heldentaten und großen Abenteuer, der Frau die bescheidenere Arbeit; beide Arbeitsgebiete sind streng geschieden.“ „Die Rolle der Frau mag anspruchsloser als die des Mannes sein, sie ist darum nicht geringerer Art.“ In den übrigen Arbeiten wird die traditionelle Auffassung der Gesährtin des Mannes, der mit ihm an der Verbüllskommunion des Menschengeschlechts arbeitenden Freundin und Gattin mit mehr oder weniger Originalität vertreten. Die beißenden Resultate des Frauenstudiums finden sich mit dem Argument verteidigt, daß in den höchsten männlichen Berufen auch nur wenig Genies zu finden seien, was niemand bestreiten kann. Mit dem tiefen Wort, ich ließlich sei die Frau eben doch kein Mann, schließt eine witzige Genferin die Debatte über die Minderwertigkeit des einen Geschlechts.

II.

Das alles hat uns noch wenig über die soziale Rolle der Frau im Lebenskampfe unterrichtet. Sehen wir von



Nafeler Fahrt 1907. Prozession über das Schlachtfeld.

denen ab, die sie außerhalb der Familie bestreiten, so scheinen mehrere bestrebt, die Kategorie der heiratslustigen Mühigängerin aus der Welt zu schaffen. So ist eine Bernerin der Meinung, jedes Mädchen solle einen Beruf provisorisch ergreifen. Tauge sie nicht als Mutter und Erzieherin, so könne sie darum doch einen guten Advokaten oder Tramkonditeur (?) abgeben. Eine Russin hält sie gar für das Kriegshandwerk besonders beanlagt, was die Jungfrau von Orleans und die Frauen im Orient (?) beweisen sollen. Und Katharina von Russland muß als Kronzeuge für die staatsmännische Begabung aller Frauen dienen!

Im allgemeinen wird für die verheiratete Frau die Möglichkeit sozialer Verätigung außer dem Hause geseugnet. Nur Elternaturen, meint eine Genferin, könnten diese Doppelrolle spielen; aber Ausnahmen bestätigen die Regel. Doch wünschen mehrere auch für die verheiratete Frau eine Erweiterung des Gesichtskreises, eine Weiterbildung und Verwertung der erworbenen Kenntnisse. Sie soll sich nicht in den Sorgen des Haushalts verlieren und lächerlichen Kleinigkeiten große Wichtigkeit zuwenden. Sie soll nicht „die demütige Dienerin des Mannes“ sein; sie braucht aber auch nicht „männliche und anmaßende Allüren“ anzunehmen, soll sich vielmehr ihre „bescheidene Zurückhaltung“ bewahren. Sie soll an wissenschaftlichen Unterhaltungen und literarischen Diskussionen teilnehmen, und solche Zusammenkünfte unter Frauen müßten alles leere Geschwätz vermeiden. Der Kindererziehung können solche Kenntnisse nur zugute kommen, ja im Grunde genommen versorgt die Weiterbildung der Frau nur diesen Zweck. „Die Zukunft eines Landes ist das Werk der Mütter. Ist das Kind gut erzogen, hat es von klein auf seine Heimat lieben gelernt, so wird es später ein guter Bürger und ein verständiger Politiker. Seine Mutter hat somit mehr getan, als wenn sie sich um politische Diskussionen gekümmt und ihre Kinder vernachlässigt hätte.“

„Die Veitigungsfähigkeit einer Unverheirateten dagegen kommt der ganzen Gesellschaft zugute,“ schreibt eine Genferin. Hier gibt es keine Schranken und Bedenken; jeder Fähigkeit soll ein Beruf entsprechen. Ja, selbst wenn sie sich verheiratet, kann sie unter Umständen, solange der Haushalt und die Familie nicht darunter leidet, ihre Beschäftigung beibehalten. Hier sind unsere Schweizertöchter merkwürdig radikal: sie glauben unbedenklich an die Journalistin, die Advokatin, die Pfarrerin und die Vortragskünstlerin. Nur sie und da wird eine zur Vorsicht mahnende Stimme laut: „Die Frau soll vor allem mit dem guten Beispiel vorangehen. Auch ohne Titel und Patent mag sie die Advokatin der Schwachen, der Abwesenden (!) sein und für den Triumph der guten und gerechten Sache kämpfen.“

— Werden gegen die Theologin und Advokatin auch einige schüchterne Bedenken laut („ich glaube, es sind das bei mir alte Vorurteile“), so findet die Arztin natürlich allgemeine Sympathien, wennschon ihr einige unserer Schriftstellerinnen die Heirat, d. h. den Doppelberuf, nicht erlauben wollen.

Wie stehen nun unsere Töchter zur Frage des Stimmrechts? Mit großer Genugtuung registriert Philipp Godet, sein erklärter Gegner, meist ablehnende Antworten. „Die Männer diskutieren schon genug; wir Frauen brauchen uns nicht auch noch hinzuzumischen.“ Das ist freilich kein Argument; die Waadtländerinnen lassen es auch nicht gelten. Sie fürchten zwar „häuslichen Streit auf diesem dornigen Gebiet“; aber die Frau „soll und kann doch auch hier ihren Einfluß geltend machen“, wenn auch nur indirekt und nicht rechtlich. Sie soll sich für die Politik interessieren, mag auch der Mann in der Diskussion geschultert sein und durch den Militärdienst sich das Vorrecht politischen Einflusses erst erkaufen haben. Der Unverheirateten möchten manche das Stimmrecht geben, da sie ihre Ideen nicht dem Manne zur Weiterbeförderung an die Urne übermitteln können. Eine Psychologin glaubt, die Frau „bringe Gefühl in die Politik, was ihr eine neue Wendung gebe“. Bleiben einige skeptisch bei dem Gedanken, daß „die Männer von Frauen gemachte Gesetze hinnehmen sollten“, so möchten andere der Steuerzahlerin doch das Recht zuerkennen, „die Gesetze zu widerlegen“ und ihrerseits gleichberechtigt bei der Festlegung von Bestimmungen mitzuwirken, die den Bedürfnissen beider Geschlechter angepaßt sein sollen. Die Unterscheidung des aktiven und passiven Wahlrechts wird von keiner gemacht. Die ganze Frage des Stimmrechts ist den jungen Damen offenbar auch nicht nahegetreten.

* * *

Was ergibt sich nun aus dieser Enquête und welchen Eindruck macht sie in ihrer Gesamtheit? Ich gestehe, zuerst sehr enttäuscht gewesen zu sein. Was unsere Töchter da vorbringen, ist nichts weniger als neu. Die meisten sind merkwürdig konservativ. Selten oder nirgends spürt man eine wirkliche Begeisterung für die Frauenbewegung, einen ungeduldigen Drang, sich in ihr zu betätigen und aus ihr Nutzen zu ziehen. Die Erörterungen sind meist recht akademisch gehalten, woran auch ihr Charakter als Schulaufsatzen die Urtüche sein mag. Aber bei längerer Überlegung sieht man die Sache doch mit andern Augen an. Es hat nichts Erstaunliches, daß unter 76 Schulmädchen sich gerade kein feministisches Genie befindet. Die Zahl der in der Frauenbewegung stehenden Mädchen und Mütter ist doch nicht so groß, daß man ihnen in nuce in jeder Schulkasse begegnen müßte. Überliest man noch einmal sorgfältig die getanen Neuerungen, so fällt zunächst der große Ernst

auf, der alle Voten auszeichnet. Keine geht mit Scherz oder Spott über das Problem hinweg. Jede fühlt, daß die gestellten Fragen an ihre Lebens- und Zukunftsinteressen röhren; jede hat über die Sache schon nachgedacht und sich eine provisorische Meinung gebildet. Alle sind einig darüber, daß die Frau arbeiten und sich bilden müsse, daß sie einen großen Einfluß auf den Mann und eine nicht kleinere Verantwortlichkeit den Kindern gegenüber habe. Alle verurteilen das Nichtstun, die eitlen Toilettesorgen, das unkloste und schädliche Klatschen, das Lauern und Spekulieren auf den künftigen Mann. Ist das nicht schon ein großer Gewinn und ein schönes Zeugnis für den Charakter des schweizerischen Mädchens? Ich bin überzeugt, daß die Enquête in Frankreich und Deutschland eher schlechter als besser ausgefallen wäre. Die junge Schweizerin ist wirklich ein geistiger Typus für sich, den zu studieren der Mühe lohnt. Wer schon höhere Töchter unterrichtet hat oder jungen Damen Stunden gab, wird das gern bestätigen. Und zwar ist der Unterschied zwischen Deutsch und Welsch hier verschwindend gering. Die Schweizerin ist im Durchschnitt nicht so kokett wie die Französin und nicht so kindlich wie die gleichaltrige Deutsche. Sie ist selbständiger, sicherer im Auftreten, freier in ihren Bewegungen, ernster in ihrem Streben, vielseitiger in den Interessen als beide. Sie ist heiter, ja aus-

gelassen, aber nicht einfältig. Herren gegenüber weiß sie sich freier, würdiger und unbefangener zu benehmen als die Deutsche. In ihrem ganzen Wesen kommt sie der Engländerin und Standardierin näher als den Töchtern der Grenzländer. Dabei ist sie durchaus weiblich in ihrer Art, allen emanzipatorischen Uebertreibungen abhold und doch für jeden Fortschritt zu haben. Dem Psychologen ist es nicht schwer, sie unter einer Schar Ausländerinnen nur nach ihrer Haltung und ihrem Auftreten herauszuverkennen. Dabei wird sich z. B. eine Bernerin viel schwerer von einer Genferin als von einer Schwäbin unterscheiden lassen. Die Geschichte und das demokratische Prinzip haben offenbar auch hier ihren Einfluß geltend gemacht. Darum ist es sehr zu bedauern, daß der Austausch zwischen den Schweizerinnen des deutschen und welschen Landesteiles nicht reger ist und daß das alte Vorurteil, als könne man in Basel oder Zürich kein gutes Hochdeutsch lernen, noch immer zu Recht besteht. Jedemfalls sind wir der Semaine littéraire für diesen Blick in die Seele der jungen Schweizerin zu großem Dank verpflichtet. Wir haben daraus gelernt, und die Grundsätze, Wünsche und Hoffnungen, die von der jungen Generation in diesen Aufsätzen ausgesprochen wurden, berechtigen für die Zukunft zu den besten Erwartungen; wir können ihr mit ruhiger Zuversicht entgegensehen.

Die Näfeler Fahrt.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Zu den wenigen Bräuchen, die aus alter Zeit auf unsere Tage gekommen sind und die durch Jahrhunderth lange Uebung Tradition geworden sind, gehört die sog. „Näfeler Fahrt“, d. i. die alljährlich stattfindende originelle Gedenkfeier an die Schlacht von Näfels (9. April 1888), in der ein kleines Häuslein Glarner Bauern ein mindestens zehnfach überlegenes österreichisches Ritterheer vernichteten und sich dadurch für alle Zeiten die Unabhängigkeit ihres Ländchens erkämpften. Obwohl die Schweizergeschichte reich ist an hervorragenden und selbst größeren Waffentaten, so genießt im Volke doch keine so sehr das erhabene Ansehen eines glorreichen Freiheitskampfes, wie die zeitlich nahe beieinanderliegenden Schlachten von Sempach und Näfels, in denen sich die alte Eidgenossenschaft ihre Unabhängigkeit erstritt. Beide werden auch in fast gleicher Weise seit den Zeiten des Ereignisses gefeiert. So setzten die Bürger von Glarus an der Landsgemeinde des Jahres 1889 fest, daß fortan alljährlich am zweiten Donnerstag des April ein ewiger Kreuzgang über die Walstatt von Näfels zu geschehen habe, an dem aus jedem Hause die ehrbarste Person teilnehmen müsse. Die Teilnehmer sollen Weg und Steg, da die Not gewesen, begehen und an allen Stellen, da der Angriff geschehen, niederknien und Gott und den Heiligen für den erwiesenen Beifall danken. Am Schluss des Kreuzgangs sollte auf der Walstatt zu Näfels der Fahrtbericht, d. i. eine Schilderung der Veranlassung und des Verlaufs des Kampfes, verlesen, ein Gottesdienst gehalten und sollen am Schlusse die Namen der Gefallenen zu ewigem Gedächtnisse verkündet werden. In dieser hier angeordneten Form hat sich die Näfeler Fahrt seit einem halben Jahrtausend erhalten, nur daß der Tag auf den ersten Donnerstag des April verlegt wurde, weil durch die Prozession, die sich über Fluren und Felder bewegt, das um diese

Zeit ausspielende Grün arg beschädigt wurde. Auf dem Schlachtfeld befinden sich elf Gedenksteine, die verschiedene Episoden des Kampfes markieren und bei denen jeweils Halt gemacht und teils durch gottesdienstliche Handlungen, teils durch Ansprachen den Teilnehmern die Bedeutung der betreffenden Stelle erklärt wird. Der Hauptgottesdienst findet beim sechsten Gedenkstein vor dem Dorfe Näfels statt, an der Stelle, wo der Hauptangriff der Schweizer geschehen und sich das Schicksal des Tages entschied. Dort erfolgt auch die Verlesung der Namen der fünfundfünfzig Gefallenen, die auf diese Weise, wie gleichfalls der Hergang des Kampfes, dem Volke so frisch in Erinnerung bleiben, als lägen die Ereignisse nicht über ein halbes Jahrtausend, sondern eher nur wenige Jahrzehnte zurück.

Die Glarner Fahrfeier erbringt auch den schönen Beweis, daß sich im Gedanken an das Vaterland die konfessionellen Differenzen überbrücken lassen. Der Kanton Glarus ist zur Zeit der Reformationsbewegung zu einem großen Teile in das Lager Zwinglis übergetreten, und wie es bei der damaligen Schärfe



Näfeler Fahrt 1907. Feldgottesdienst beim großen Denkstein vor Näfels.